Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

BÜCHER ZUM ZEITGESCHEHEN UND ZUR ZEITGESCHICHTE

Der Begriff der Zeitgeschichte ist nicht so jung wie man gefühlsmäßig anzunehmen versucht ist — schon Robert von Mohl hat 1862 «politische Aphorismen, abgeleitet aus der Zeitgeschichte», veröffentlicht —; aber zu einem eigenen Fach ist sie doch erst von den Schlägen der beiden Weltkriege gezimmert worden. Anklage und Verteidigung, Besinnung und Rechtfertigung, Erkenntnis und Erziehung sind einige der Generalmotive dieser intensiven Beschäftigung, die sich darin auch von der schon früher geübten Betrachtung der jüngsten Vergangenheit abhebt, daß sie unter dem Zeichen neuer geschichtsbildender Kräfte und ungewohnter politischer Praktiken steht. Totaler Staat, totaler Krieg, Genozid, Umsiedlung — das sind Vokabeln eines noch vor fünfzig Jahren unvorstellbaren politischen Stils, auf den sich einzustellen sich das seither doch reichlich strapazierte Durchschnittsempfinden sogar heute noch sträubt.

Nun ist aber die Zeitgeschichte nicht beim Jahr 1945 und beim kalten Krieg stehengeblieben, sondern sie meldet sich im Gewand des rasch geschichtlich werdenden Zeitgeschehens abermals mit neuen, ebenfalls revolutionär verändernden Erscheinungen, insbesondere dem nach langer Inkubation stürmischen Aufbrechen des asiatischen und afrikanischen Nationalismus und der in ihrer Vielschichtigkeit kaum absehbaren Problematik der «unterentwickelten» Länder.

Das erste Werk, das hier anzuzeigen ist, gehört noch nicht zur Ära der Zeitgeschichte. Der dritte Band der *Allgemeinen Geschichte vom Wiener Kongreß bis zum Ausbruch des Weltkrieges* von *Walther Hünerwadel* — die späte, aber glückliche Vollendung eines weisen, ebenso persönlichen wie abgeklärten Werkes — reicht nur gerade bis an ihre Schwelle. Es bewegt sich bei aller kritischen Distanz durchaus in den Vorstellungen und Kategorien der Epoche, die es darstellt, und ist gerade deswegen als kontrastierendes Propädeutikum zur Zeitgeschichte instruktiv. Dafür ein kleines Beispiel: Hünerwadel bewertet das Attentat von Sarajewo als «kriminellen Fall» mit nur «vermutungsweisem» Zusammenhang zur großserbischen Agitation. Politik ist für ihn noch durchaus eine Sache der Kabinette, der Regenten und schließlich der Parlamente; was außerhalb dieses Bereiches vorfällt, ist ein allenfalls auslösendes, an sich jedoch historisch unerhebliches, in diesem Fall kriminelles Moment. Wer aber das Stenogramm des Prozesses gegen die Attentäter aufmerksam durchliest, wird schwerlich Kriminelles feststellen können, dafür aber einen Durchblick auf die politische Landschaft des europäischen Südostens gewinnen, in der am 28. Juni 1914 nicht von ungefähr die Würfel fielen, sondern von der aus sich seit dem ersten serbischen Aufstand von 1804 einheimische Kräfte mit wechselndem, aber stets wachsendem Einfluß ins Spiel der Großmächte einschalteten, ohne bisher von der allgemeinen Geschichtsdarstellung gebührend berücksichtigt zu werden — so wenig wie sich ein Berliner Kongreß in der konkreten politischen Entscheidung darum gekümmert hat[1].

Es ist nun mit eine der wichtigsten Aufgaben der Zeitgeschichte, solche von der «Großen Politik» wie von der ihr folgenden Geschichtsschreibung nicht oder nur unzulänglich wahrgenommenen Kräfte und Mächte freizulegen, in den Zusammenhang mit dem gesellschaftlich-politischen Gesamtgeschehen zu bringen und dadurch jene Gegenwartsblindheit zu beheben, die eh und je an der Wurzel politischen und gesellschaftlichen Versagens gelegen hat. Indem sie von da aus über die ihr anvertraute Periode zurückweist, fügt sie sich in den Dienst der allgemeinen Geschichte; indem sie es bei ihrer bis ins Mikroskopische gehenden Anatomie der jüngsten Vergangenheit nicht bei einer

bloßen Darstellung des Gewesenen bewenden läßt, sondern sich bewußt als ein Mittel der «politischen Therapie» versteht, wird sie als politische Wissenschaft Dienerin an Gegenwart und Zukunft. Die ihr eigene Betrachtungsweise erkennt in den Attentätern von Sarajewo so nicht mehr ein kriminelles Akzidens, sondern einen unter bestimmten Verhältnissen immer wieder auftauchenden politischen Typ, der seit den deutschen Burschenschaften zur Zeit Karl Ludwig Sands immer wieder hervorgetreten ist und heute ein maßgebliches Element in der nationalen Politik der außereuropäischen Entwicklungsländer darstellt.

Es ist klar, daß die Anforderungen an die Zeitgeschichte groß sind und sie gerade durch ihre Verbindung spezifizierender und typologischer Elemente vor heiklen formalen Problemen steht, die um so schwerer zu meistern sind, je umfassender das jeweilige Thema ist. Das macht sich auch an der *Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts* von *Erich Gruner* und *Eduard Sieber* deutlich bemerkbar. Das Buch beginnt mit einem Abriß der Kriegsereignisse von 1914/18 und endet mit einem Kapitel über die «Loslösung der kolonialen Welt vom Westen», führt also bis zur Gegenwart. Bis auf Versehen, die bei einer nächsten Auflage leicht auszumerzen sind (Eisner hat im April 1919 die Räterepublik in München nicht ausrufen können, weil er schon im Februar ermordet worden ist; Sarajewo nicht Serajevo (58); Hitler als Parteimitglied Nr. 7 ist eine Legende (188); Demokratie ist keine Staatsform (71); König Carol von Rumänien hat sich nicht auf die faschistische «Eiserne Garde» gestützt, sondern sie bekämpft (173); «schlechthinige Aufhebung von Gegensätzen» (243)) ist es im Tatsächlichen zuverlässig, und das Bestreben, ein alle Kontinente und die wesentlichen menschlichen Lebensbereiche umfassendes Bild zu geben, wird konsequent verfolgt. Acht gut gezeichnete Karten und 35 die jeweilige Thematik meist treffend illustrierende Abbildungen bereichern das Werk, das als in sich geschlossener fünfter Band einer Weltgeschichte geschrieben worden ist. Wo Wünsche unbefriedigt bleiben, macht es die den Autoren auferlegte räumliche Beschränkung schwer, sie zu äußern. Immerhin wäre es wohl möglich gewesen, bestimmte Dinge exemplarischer herauszuarbeiten, so zum Beispiel den Abschnitt über die europäischen Revolutionen von 1917-1919 (in den gerade der Generalstreik in der Schweiz viel Licht zu bringen vermöchte), oder das Kapitel über die kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strömungen (das nur teilweise zeitgeschichtlich integriert ist). Etwas zu kurz gekommen ist auch das so unerhört wichtige Minderheitenproblem[2].

Die Verfasser dieses verdienstlichen, wenn auch nicht allein dastehenden Versuchs, die Zeitgeschichte umfassend zu bewältigen, haben es im Vorwort als Ziel ihrer Bemühung bezeichnet, «über die noch wenig abgeklärten Ereignisse der letzten Jahrzehnte einen zusammenfassenden Überblick zu vermitteln». In dieser Formulierung kommt — wohl unbeabsichtigt — eine der wesentlichen Klippen zeitgeschichtlicher Darstellung zum Vorschein: die Unsicherheit über viele bedeutsame Tatbestände und Sachverhalte, die natürlich gerade in einer Gesamtdarstellung wie der vorliegenden nicht behoben werden kann. Wenn Erich Gruner von dem von Göring «verbrecherisch gelegten Reichstagsbrand» spricht, so nagelt er damit eines jener «wenig abgeklärten Ereignisse» apodiktisch fest, ohne die inzwischen fast zur Gewißheit verdichteten früheren Zweifel an dieser Version sichtbar zu machen.

An diesem Punkt setzen die *Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte* in München ein, die gewissermaßen einen historiographischen Gegenpol zum Buch von Gruner und Sieber darstellen. Das bekannte Münchner Institut hat aus seinen mehreren hundert, im Auftrag von Behörden und Gerichten erstatteten Gutachten eine Auswahl dem Druck übergeben. In ihr sind von ausführlichen Studien (wie zum Beispiel der achtzig Seiten umfassenden Abhandlung über «Das Dritte Reich und die rumänische Judenpolitik») bis zur bloßen Zusammenstellung von Quellenbelegen (zum Beispiel «Der Ausdruck ‚Sonderbehandlung'») alle Formate und alle Grade der Evidenz vertreten. Mit voller Absicht sind auch viele provisorische Ergebnisse auf-

genommen worden, um Anhaltspunkte für weitere Ermittlungen einem größeren Kreis zugänglich zu machen; auf diese Weise läßt der Band auch einen Blick in die Werkstatt der zeitgeschichtlichen Forschung tun. Wer sich mit dem nationalsozialistischen Deutschland beschäftigt, wird nach der Lektüre mit dem Herausgeber der Sammlung (Paul Kluke) finden, daß «sie ungeachtet ihrer fragmentarischen Entstehung sich am Ende doch einem Gesamtbild nähert, das gerade deshalb, weil es in allen seinen Teilen im Konkreten und Faktischen bleibt, lebendige Anschauung zu vermitteln vermag[3]».

Wenn vorhin beiläufig auf den Reichstagsbrand hingewiesen wurde, dann, um die im Augenblick am meisten diskutierte der delikaten Fragen zu nennen, deren näheres Studium es nötig macht, gewisse Eigenheiten in dem an sich feststehenden Wesensbild des Nationalsozialismus, seiner Politik und seiner Praktiken widerstrebenden Weise zu korrigieren. Göring beziehungsweise die Nationalsozialisten als nichtschuldig am Reichstagsbrand, Rosenberg als Verfechter einer Hitler entgegengesetzten Ostpolitik, die Fünfte Kolonne weitgehend als Produkt von Phantasie und Panik zu erkennen, schafft zunächst ein ernstzunehmendes Mißbehagen. Viele Reaktionen auf die unlängst im Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» erschienene Artikelfolge über den Reichstagsbrand zeigen, daß manche Leute fürchten, derartige Nachprüfungen könnten zur nachträglichen Verharmlosung des Nationalsozialismus, seiner Führer und ihrer Taten führen. Daß die zeitgeschichtliche Forschung in eine solche Gefahrenzone höchst unerwünschter Effekte geraten kann, ist allerdings noch kein Argument gegen ihre Pflicht zur strikten Tatsachentreue, wohl aber ein Hinweis darauf, daß das Wort von der «unbewältigten Vergangenheit» tatsächlich einen besorgniserregenden Sachverhalt deckt.

Weniger sensationell als diese ernstzunehmende zeitgeschichtliche Reportage, aber sachlich gewichtiger ist der Komplex, den *Roman Ilnytzkyj* in seinem zweibändigen Werk *Deutschland und die Ukraine 1934—1945. Tatsachen europäischer Ostpolitik* behandelt. Im Mittelpunkt steht die ukrainische Nationalbewegung nach dem Scheitern der Staatsgründung von 1918/19 und die Haltung der Mächte, insbesondere des Dritten Reichs, das allein ein «Interesse an der Umgestaltung der politischen Verhältnisse im osteuropäischen Raum bekundete». Ilnytzkyj verfolgt den internationalen, d. h. hier vor allem den europäischen Zusammenhang durch alle Phasen der deutschen Aggressionspolitik bis zum Krieg Hitlers gegen Stalin, dessen Anfangserfolg die Möglichkeit geboten hätte, einen alle Ukrainier umfassenden Staat zu schaffen.

Die Studie Ilnytzkyjs nennt sich «Vorbericht». Damit soll wohl der dokumentarische Charakter unterstrichen werden, der sich nicht allein in dem fast einen Drittel ihres Umfangs beanspruchenden Quellenanhang, sondern auch in der starken Durchsetzung des Textes mit originalen Belegen äußert. Trotzdem, oder gerade deswegen vermittelt Ilnytzkyj dem Leser eine anschauliche Vorstellung von den Vorgängen, Spekulationen, Auseinandersetzungen und Parteiungen innerhalb der ukrainischen Nationalbewegung während der Zwischenkriegszeit und bis zur brutalen Unterdrückung auch durch Hitler im Herbst 1941. Mit großer Eindringlichkeit tritt das tragische Schicksal der ukrainischen Nation als des großen osteuropäischen Stiefkindes zutage, gegen die sich der Gang der Geschichte immer wieder von neuem zu verschwören scheint. Wie hochbrisant die Frage bis heute geblieben ist, zeigt die kürzlich in München erfolgte Ermordnung Stepan Banderas, des Führers der maßgeblichen Richtung während des Krieges.

Vom Wert als Gesamtdarstellung abgesehen, ist das Werk von Ilnytzkyj auch als Korrektur einer meist einseitig «westlichen» Sicht der politischen Vorgänge in Osteuropa zu begrüßen, indem es vor allem die konsequente Unterdrückung der ukrainischen Minderheit durch Polen und dessen verhängnisvolles Techtelmechtel mit Hitler (Teschen!) bloßlegt. Zu einer wichtigen Erkenntnis führt es auch mit dem Hinweis, daß der rasche Vorstoß der deutschen Heere 1941 und 1942 nicht zuletzt dem Umstand zu danken war, daß sie von den Ukrainern und anderen Völkern als Befreier ihrer Nation be-

grüßt wurden und daß auch die östlichste Frontlinie nur einen verhältnismäßig schmalen Streifen des eigentlichen russischen Siedelungsgebietes hinter sich gelassen hat.

Mit dieser Tatsache stehen auch die schroff gegensätzlichen Konzeptionen Hitlers und Rosenbergs insofern in engem Zusammenhang, als die Unterjochungs- und Vernichtungspolitik Hitlers nicht die mindeste Rücksicht auf diesen, der eigenen Sache ja förderlichen Umstand und auf die nationalen Wünsche der betreffenden Völker nahm, während Rosenberg seine Pläne gerade auf diese von ihm richtig eingeschätzte Situation abgestellt hatte, indem er die Aufteilung des russischen Nationalitätenstaates in seine großen ethnischen Bestandteile und insbesondere die Bildung eines selbständigen ukrainischen Staates forderte. Wenn auch die Mitschuld an der törichten und verhängnisvollen Entblößung Europas gegen Osten durch die nationalsozialistische Aggression auch an Rosenberg haftet, so muß man ihm bei aller gebotenen Reserve (die auch Ilnytzkyj nicht vermissen läßt) die Autorschaft einer Konzeption zugute halten, die echte politische Möglichkeiten in sich barg. Mit der dokumentarischen Darstellung dieser Antithese hat Ilnytzkyj auch einen interessanten Beitrag zur differenzierten Kenntnis der nationalsozialistischen Politik geleistet und an einem wenig bekannten Thema gezeigt, daß «Entschiedenheit politischen Denkens und Handelns mit der Verpflichtung zur historischen Wahrheit wohl in Einklang zu bringen ist[4]».

Diese Überzeugung ist im Zusammenhang mit einer zeitgeschichtlichen Studie über ein weit bekannteres Thema ausgesprochen worden: in dem nun auch deutsch vorliegenden Buch des Holländers *Louis de Jong* über *Die deutsche Fünfte Kolonne im zweiten Weltkrieg*. Noch heute ist die Meinung weit verbreitet, die raschen Erfolge Hitlers vom Polenfeldzug bis zum Angriff auf Rußland seien mit ein Werk der «Fünften Kolonne» gewesen, und offenbar ist dem Autor vor zehn Jahren noch unter dieser Voraussetzung ein Forschungsauftrag erteilt worden. Als Frucht seiner Untersuchungen ist der Nachweis entstanden, daß der größte Teil der in Umlauf gebrachten Meldungen über die Tätigkeit und die Bedeutung der Fünften Kolonne einer Überprüfung nicht standhält. Natürlich ist es auch de Jong nicht darum zu tun gewesen, eine nachträgliche Verharmlosung zu liefern; dazu besteht auch in diesem Fall nicht der geringste Anlaß.

De Jong hat seine Darstellung sehr geschickt in drei Teile gegliedert. Unter dem Stichwort «Furcht» beschreibt er die weltweiten Folgen der nationalsozialistischen Einschüchterungs- und Subversionspolitik, schildert dann die «Wirklichkeit» der Fünften Kolonne, woraus sich die überraschende Reduktion ihrer effektiven Bedeutung ergibt, und geht endlich zur «Analyse» der sorgfältig ermittelten und äußerst gewissenhaft beurteilten Sachverhalte über, die den Leser mit einer wohl veränderten, aber im Grunde genommen eher noch eindrucksvolleren Vorstellung entläßt. Der Nachweis, daß die tatsächlichen Aktionen der Fünften Kolonne gegenüber den vermeintlichen um vieles zurückbleiben, ist alles andere als eine Ermunterung, sie zu bagatellisieren. Indem sich ihre Macht als die einer psychologischen Waffe noch klarer herausschält, bedarf es bei der Lektüre des Buches von de Jong keines sechsten Sinnes, um die Nutzanwendung auf Gegenwart und Zukunft zu erkennen! Angemerkt sei noch, daß die Schweiz, die ja zu den unmittelbar bedrohten Staaten gehörte, nur gelegentlich genannt wird, obwohl der (de Jong offenbar unbekannt gebliebene) «Bericht des Bundesrates über die antidemokratische Tätigkeit von Schweizern und Ausländern im Zusammenhang mit den Kriegsereignissen 1939—1945» vom 28. Dezember 1945 ausgezeichnetes Material enthält[5].

Bei keinem der hier genannten Bücher wird der Leser dem von Goethe stammenden Motto: «Die Welt durch Vernunft dividiert geht nicht auf» nicht ebenso bereitwillig wie besorgt zustimmen, das der Erlangener Ordinarius für Religions- und Geistesgeschichte *Hans Schoeps* seinen persönlichen Erinnerungen *Die letzten dreißig Jahre* vorangestellt hat. Schoeps ist der heute wohl repräsentativste Vertreter jenes Judentums, das so tief im preußischen Staat und im nationalen Reich verwurzelt war, daß es sich in vielen Fällen als gänzlich unfähig erwies, den Na-

tionalsozialismus in bezug auf sich selbst als das zu realisieren, was er tatsächlich war. Das Porträt seines 1942 in Theresienstadt umgekommenen Vaters gehört zum Anregendsten dieses kostbaren autobiographischen Buches, das im ersten Teil vor allem sehr anschaulich über die bündische Jugend und die Probleme und Problematik des deutschgesinnten Judentums erzählt und wertvolle Dokumente zu ihrer Geschichte beisteuert. Schoeps ist nach der Kristallnacht nach Schweden geflohen, um bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wieder zurückzukehren. Was er aus der Zeit nach 1946 erzählt, während der er einer breiten Öffentlichkeit durch seine Revision des vulgären Preußenbildes und vor allem seinen aufrüttelnden Hinweis auf den Wert monarchischer Ordnung bekannt geworden ist, gehört auch schon wieder zur Geschichte: Es sind Streiflichter aus der Zeit, da sich Deutschland aus dem Zustand einer «Besatzungskolonie» wenigstens im Westen langsam einem «neuen Anfang» entgegen bewegte[6].

Das sind zwei Stichworte aus dem Buch *Bonn ist nicht Weimar* des Schweizer Journalisten *Fritz René Allemann*. Unter ständigen Hinweisen auf das, was den zweiten Versuch, in Deutschland eine demokratische Ordnung in republikanischer Form zu installieren, vom ersten unterscheidet, verfolgt Allemann den Wiederaufbau eines selbstverantwortlichen Staatswesens, analysiert die merkwürdig gegensätzlichen außenpolitischen Konzeptionen Adenauers und Schumachers, mustert das Parteienwesen, das Spiel der Gewalten unter der autoritären Regie des Kanzlers, die große Probe der Wiederbewaffnung, die «Realität» des Wirtschaftswunders und schließt mit dem «großen Fragezeichen» der Wiedervereinigung als dem Problem, an dessen «Bewältigung allein Bonn sich schließlich zu bewähren haben wird». Obwohl Allemann keine Gesamtdarstellung angestrebt hat, sich ganz auf das Thema der (west-) deutschen Politik beschränkt und ausdrücklich auf geschichtswissenschaftliche Prätentionen verzichtet, wird der künftige Historiker neidisch auf die glänzende Formulierungsgabe des Autors blicken, die ihm vieles vorweggenommen hat. Allerdings verlangt die reich pointierte Synthese vom Leser nicht geringe Vorkenntnisse. Eine vorzügliche Leistung, ohne eine Spur jenes Staubs (der sich besonders gern auf die aktuelle politische Literatur legt) selbst dort, wo die nachfolgenden Ereignisse dem vom Autor entworfenen Bild neue Linien und Akzente eingezeichnet haben.

Auf einem der vielen Höhepunkte seines luziden Buches kommt Allemann darauf zu sprechen, wie die Politik Adenauers eine «nationale Restauration (verweigerte) und alle Energien darauf (konzentrierte), durch den resoluten Verzicht den europäischen Nachbarn das Opfer ihrer eigenen Souveränität zugunsten eines vereinigten Europas zu erleichtern», wie aber diese Politik nicht das ihr vorschwebende Ziel erreichte, «sondern ausgerechnet das, das sie zu vermeiden suchte. Sie wollte Europa und sie realisierte die deutsche Souveränität» (153)[7]. Dieser Vorgang hat seinen Niederschlag auch in dem *Politischen Wörterbuch* von Siegfried Landshut und Wolfgang Gaebler gefunden, wo festgestellt wird, die zunehmende Abtretung von «ausschließlichen Hoheitsrechten der souveränen Staaten an überstaatliche Organisationen» sei vor sich gegangen, «ohne daß bis jetzt das Prinzip der Souveränität wirklich durchlöchert wäre». Dieses handliche, sprachlich durchgefeilte und sachlich genaue Wörterbuch, das in 1250 Artikeln politische Grundbegriffe und Schlagworte, internationale Abkommen und Organisationen nachweist und die in der Diplomatie, im Völkerrecht und im parlamentarischen Leben gebräuchlichen Begriffe enthält, deutet im selben Zusammenhang darauf hin, daß «seit Ende des 2. Weltkrieges der Anspruch auf volle Souveränität das Stichwort für die Emanzipationsbestrebungen in der ganzen Welt geworden sind[8]».

Dieser der europäischen Tendenz gegenläufigen Entwicklung hat Allemann ein zweites Buch gewidmet, in dem er unter dem Titel *Nationen im Werden* die «Eindrücke und Ergebnisse einer Balkan- und Vorderasien-Reise» verarbeitet hat. Dieser große Bericht ist im Vergleich zum Deutschland-Buch aufgelockerter, journalistischer (was auch durch die Beigabe von fast drei Dutzend Bildern

unterstrichen ist), bewahrt aber die Disziplin stets unter die Oberfläche drängender Beobachtung, die hier sehr geschickt in die unterhaltsamen Erzählungen eines mit offenen Augen und der Gabe des Gesprächs ausgestatteten Reisenden eingeflochten sind. Die Berichte stammen aus zwei europäischen und vier nahöstlichen Staaten (Jugoslawien, Griechenland, Türkei, Syrien, Libanon, Persien) und sie handeln von den wirtschaftlichen, sozialen, politischen und geistig-kulturellen Problemen, wie sie sich im Zeichen ihrer bewußten Modernisierung und Anpassung an das Modell des industrialisierten, souveränen europäischen Nationalstaates ergeben. Den Einstieg in diese Länder zwischen dem europäischen und dem asiatischen Grenzsaum des einstigen osmanischen Reiches hat Allemann in Jugoslawien genommen. Das hat nicht nur seinen geographischen Grund, sondern einen ebenso sachlichen: Jugoslawien ist das europäische Laboratorium für wirtschaftliche, soziale und vor allem auch nationale Experimente mit großen Fenstern nach Osten und Süden — nach jenen Ländern, die in den Nachbarkontinenten um eine moderne Form ihrer nationalen Existenz ringen. Einige dieser Experimente sind zwar mißlungen, dafür entschädigt in Jugoslawien vor allem die Lösung des Nationalitätenproblems. Wer sich von dieser großen Leistung aus (die auch Allemann gebührend würdigt) an die Kämpfe und Krämpfe vor und nach dem Attentat von 1914 erinnert, wird bei aller Skepsis das Buch der Zeitgeschichte für einmal befriedigt schließen.

Werner G. Zimmermann

[1] Walther Hünerwadel: Allgemeine Geschichte vom Wiener Kongreß bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Zweiter Band, zweite Abteilung: Das Zeitalter Bismarcks. Das imperialistische Zeitalter, Aarau (H. R. Sauerländer) 1952. [2] Erich Gruner und Eduard Sieber: Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Erlenbach-Zürich und Stuttgart (Eugen Rentsch) 1957. [3] Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München (Institut für Zeitgeschichte) 1958. [4] Roman Ilnytzkyj: Deutschland und die Ukraine 1934—1945. Tatsachen europäischer Ostpolitik. Ein Vorbericht, 2 Bände, München (Osteuropa-Institut) [2] 1958. [5] Louis de Jong: Die deutsche Fünfte Kolonne im zweiten Weltkrieg, Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 4, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1959. [6] Hans Joachim Schoeps: Die letzten dreißig Jahre. Rückblicke, Stuttgart (Ernst Klett) 1956. [7] Fritz René Allemann: Bonn ist nicht Weimar, Köln-Berlin (Kiepenheuer & Witsch) 1956. [8] Siegfried Landshut und Wolfgang Gaebler: Politisches Wörterbuch, Veröffentlichungen der Akademie für Gemeinwirtschaft Hamburg, Tübingen (J. C. B. Mohr) 1958. [9] Fritz René Allemann: Nationen im Werden. Eindrücke und Ergebnisse einer Balkan- und Vorderasien-Reise, o.O. (Verlag für Politik und Wirtschaft) 1955.

EINE WERTVOLLE KRIEGSGESCHICHTLICHE QUELLE

Unter dem Titel *The Turn of the Tide* (Die Schicksalswende) hatte Sir *Arthur Bryant* unter Verwendung der Tagebücher von General Alan Brooke, dem nachmaligen Feldmarschall Viscount Alanbrooke, ein aufsehenerregendes Buch geschrieben[1]. Es behandelte den Anteil, den dieser Mann als Truppenführer, dann als Reichsgeneralstabschef an den Kämpfen der britischen Truppen zu Beginn des zweiten Weltkrieges hatte, bis de Sieg von El Alamein, zu dessen Vorbereitung er entscheidend mithalf, eine Wende brachte, die den Endsieg der Alliierten voraussehen ließ. Die enge, fast tägliche Zusammenarbeit mit Churchill fand ihren Niederschlag in den unter dem frischen Eindruck

[1] Vgl. «Die notwendige Ergänzung zu Churchills Memoiren», Schweizer Monatshefte 1957, S. 341 ff. [2] Collins, London 1959.

festgehaltenen Notizen im Tagebuch, das Alanbrooke in Form von Briefen an seine Gattin lückenlos und ehrlich führte. Diese ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmten Aufzeichnungen enthielten entsprechend ungeschminkte persönliche Bemerkungen und entkleideten den Kriegspremier des goldenen Nimbus, in dem ein großer Teil des englischen Volkes seinen Nationalhelden sehen wollte. In den daraus entstandenen Kontroversen fragte man sich, ob solche Art von Publikationen, die den Heros «im Schlafrock» zeigen, tunlich und nötig sei. Wie in den meisten derartigen Fällen hängt der Wert solcher Veröffentlichungen vom Geist ab, in dem sie erfolgen. Alanbrooke ist ein englischer Gentleman; seine Treue zu seinem Land und zu dessen Regierung steht außer Zweifel und überstrahlt all seine Gemütsregungen, auch seine schärfsten Kritiken. So konnte das Buch, das sowohl den Tagebuchschreiber als den «Retter des Vaterlandes» als menschliche Wesen mit ihren Stärken und Schwächen zeigt, letztlich nur positiv und als für die Geschichte äußerst wertvoll beurteilt werden. Man durfte mit Spannung den zweiten und letzten Band erwarten. Dieser ist nun nach zwei Jahren erschienen unter dem Titel *Triumph in the West* (Triumph im Westen)[2]. Er umfaßt die Zeit von 1943 bis nach Kriegsende.

Alanbrooke hatte als Reichsgeneralstabschef und Vorsitzender der vereinigten Stabschefs der drei britischen Wehrmachtsteile (Armee, Luftwaffe und Marine), denen die Leitung aller militärischen Operationen oblag, die ganze strategische Kriegführung Großbritanniens in Händen, während die politische Kriegführung bei Churchill lag. Die globalen Ausmaße des Krieges und die Persönlichkeit Churchills ergaben aber, daß dieser sich weitgehend auch den Ausschlag in militärischen Entscheidungen vorbehielt. Unter solchen Führernaturen waren Konflikte unvermeidlich. Wie solche zwischen zwei Menschen, die sich gegenseitig hoch achteten, immer wieder gelöst wurden, ohne daß auch in den schwersten Krisen ein Bruch eintrat, bildet den Hauptreiz beim Lesen des vorliegenden Buches. Weitere Schwierigkeiten entstanden dem Chef der Wehrmachtsleitung in der Person hervorragender, aber schwieriger Untergebener, namentlich Montgomerys; auch hier siegte die gegenseitige Hochschätzung. Als führender Mann der britischen Streitmacht stand Alanbrooke in engstem Kontakt mit den leitenden amerikanischen Persönlichkeiten. Die Differenzen zwischen den angelsächsischen Verbündeten sind aus zahlreichen Veröffentlichungen bekannt, ebenso die ständigen Konflikte mit dem schwierigen russischen Partner; aber den persönlichen Standpunkt und das eigene Urteil des prominenten Engländers in diesen Beziehungen zu vernehmen, ist von hohem Interesse. Für die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte nicht minder wertvoll ist es, die Einstellung dieses in militärischer Schlüsselposition stehenden Mannes zu den großen strategischen Problemen jener Zeit sowie seine Ideen bezüglich der Kriegsziele und der Nachkriegspolitik kennenzulernen. Diese verschiedenen, uns durch das vorliegende Buch vermittelten Aspekte seien im folgenden kurz beleuchtet:

Im Verkehr mit Churchill war für den kalt und nüchtern überlegenden Strategen Alanbrooke immer die größte Schwierigkeit die Sprunghaftigkeit und übersprudelnde Phantasie des großen Staatsmannes. Nach einer der endlosen Sitzungen der vereinigten Stabschefs mit dem Premierminister schrieb der verzweifelte General am 19. Januar 1944 in sein Tagebuch: «In all seinen Plänen lebt er von der Hand in den Mund; er kann nie einen Gesamtplan erfassen, weder in der Ausdehnung (d. h. alle Fronten betreffend) noch in der Tiefe (Planung auf lange Sicht) ...» Und in seinen späteren Aufzeichnungen kommentierte er diese Tagebuchnotiz dahin: «Winstons Mangel an ‚Weite' und ‚Tiefe' im Untersuchen von Problemen war ein Faktor, mit dem ich mich nie abfinden konnte. Er suchte einzelne Teile aus dem weiten Mosaikspiel, das wir vor uns hatten, heraus und konzentrierte sich darauf auf Kosten aller andern Teile. Wenn ich ihm jeweils sagte: «Aber können Sie nicht sehen, daß wenn wir uns auf B konzentrieren, die Pläne A und C davon berührt werden?» pflegte er zu antworten: «Ich will nicht A und C betrachten. Können Sie nicht einsehen, daß B

der lebenswichtige Punkt ist?» Ich entgegnete dann, B sei im Augenblick sicher wichtig, erinnerte ihn jedoch daran, daß letzte Woche A von größerer Wichtigkeit war und daß wahrscheinlich nächste Woche C die größte Aufmerksamkeit erfordern werde. Solche Argumente waren nutzlos, und er konnte sich weiterhin der Prüfung von B widmen, als ob A und C nicht existierten.» Ähnlich in bezug auf Tiefe — wenn ich ihm sagte: «Sie setzen jetzt Ihren linken Fuß hierhin; aber wohin wollen Sie Ihren rechten Fuß setzen und wohin gehen wir?» konnte er antworten, indem er vor meinem Gesicht mit der Faust fuchtelte: «Ich will keine von Ihren Planungen auf lange Sicht; sie lähmen nur die Initiative!» In diesem Dialog offenbart sich die ständige Spannung zwischen den beiden Männern, in deren Händen die britische Kriegführung lag, die Bürde, die auf den Schultern des Mannes lastete, dessen Pflicht es war, das überbordende Genie jeweils auf den Boden der Wirklichkeit und der Möglichkeiten zurückzuführen, aber auch die Tatsache, daß es solcher verschiedenartiger, sich gegenseitig ergänzender, extrem starker Persönlichkeiten bedurfte, um im Titanenkampf den Sieg zu erringen. Wie ein roter Faden zieht sich dieser latente Kampf mit dem Himmelsstürmer durch alle Aufzeichnungen des Strategen, der dadurch fast aufgerieben wird, aber um der Sache willen doch bis zum Schluß durchhält. Trotz dieser Divergenzen war die gegenseitige Hochschätzung beider echt und groß. Zwar äußerte sich Churchill einmal General Ismay gegenüber, Alanbrooke hasse ihn und müsse gehen. Als General Ismay die Spannung schlichten wollte und Alanbrooke von dieser Einstellung des Premiers unterrichtete, erhielt er zur Antwort: «Ich hasse ihn nicht, ich liebe ihn; aber wenn der Tag kommt, da ich ihm sage, er habe recht, wenn ich überzeugt bin, er habe unrecht, wird es für ihn Zeit sein, mich loszuwerden.» Dieser Tag trat nie ein; denn Churchill wußte genau, was er an seinem Reichsgeneralstabschef hatte und daß dieser im Recht war. Die Tatsache, daß er weisen Rat annehmen konnte, läßt den großen Mann nur um so größer erscheinen.

Nicht nur im Umgang mit seinem schwierigen Vorgesetzten hat sich Alanbrooke als Meister gezeigt; als Primus inter pares im Gremium der Stabschefs der drei Wehrmachtsteile, in deren Händen die ganze militärische Kriegführung lag, zeigte Alanbrooke ein hervorragendes Geschick, bei Wahrung voller Harmonie seine dominierende Ansicht durchzusetzen, so daß dem Kriegskabinett gegenüber das Stabschefkomitee stets mit einhelliger Stellungnahme auftreten konnte. Der Verkehr mit den Armeeführern von London aus oder bei Gelegenheit von Besuchen im Felde gestaltete sich nicht immer leicht, namentlich wenn der Armeeführer Montgomery hieß. Auch hier ebnete gegenseitige Wertschätzung und Freundschaft die Wege, die oft recht dornig aussahen. Bei der bekannten Unbeherrschtheit, Empfindlichkeit und Geltungssucht des Siegers von El Alamein brauchte es die wohlwollende Überlegenheit Alanbrookes, um die Wogen, die durch Monty in Wallung gekommen waren, zu glätten. Churchill, amerikanische Heerführer und andere stießen sich am Verhalten des Popularität suchenden Shylock, und es ist zweifellos Alanbrooke zu verdanken, daß es nie zum Bruch kam. Er wußte immer wieder zu überzeugen, daß man Schwächen einer großen Persönlichkeit nicht allzusehr auf die Goldwaage legen darf; anderseits war er etwa der einzige, der Montgomery zur Einsicht bringen konnte, daß er im Unrecht sei, und der ihm Mäßigung beibringen konnte.

Je mehr Amerikas Anteil am Kriegsgeschehen wuchs, um so größer wurde der amerikanische Anspruch auf entscheidende Einflußnahme auf die Kriegführung. Diese natürliche Entwicklung wurde von den britischen politischen und militärischen Führern als selbstverständlich betrachtet und hingenommen, wenn auch mit Bedauern und einigem Mißtrauen, da man sich an Kriegserfahrung den Amerikanern mit Recht überlegen fühlte und nicht zuletzt auch an strategischem Können. Man konnte sich mit vielen amerikanischen Ansichten nicht befreunden, besonders was die Kriegführung in Italien und später diejenige nach der Normandie-Invasion betraf. Die harten Auseinanderset-

zungen zwischen den leitenden Köpfen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten spiegeln sich in den Aufzeichnungen Alanbrookes über die Verhandlungen mit Roosevelt, Marshall, Eisenhower und andern. Bei aller persönlichen Sympathie zu Eisenhower konnte Alanbrooke dessen Art von Kriegführung meistens nicht zustimmen. «Ike versteht nichts von Strategie», schreibt er, «Bedell Smith (Eisenhowers Stabschef) anderseits hat Verstand, aber keine militärische Bildung im wahren Sinn.» Solche Notizen zeigen die latenten Gegensätze und die immer wiederkehrenden Schwierigkeiten der interalliierten Planung auf lange Sicht. Sie kamen namentlich beim Italienfeldzug und bei der Offensive durch Deutschland nach der Invasion zum Ausbruch. Nach Alanbrooke sollte der Vorstoß durch Italien unmittelbar auf die Besetzung von Sizilien folgen und so kräftig geführt werden, daß möglichst viele deutsche Kräfte gebunden und von Frankreich abgezogen würden. Die Amerikaner jedoch befürchteten, daß hinter dieser britischen Auffassung geheime Pläne zu späterem Vorstoß von Italien aus gegen Österreich steckten und daß dadurch der Normandie-Invasionsarmee Kräfte entzogen würden. Sie stellten deshalb den nötigen Schiffsraum nur zögernd zur Verfügung und brachten dadurch und durch den Abzug von mehreren Divisionen den Italienfeldzug zum Stillstand und beinahe zum Scheitern. In Deutschland befürworteten Alanbrooke und Montgomery einen Vorstoß an die Ruhr und gegen Berlin, unter Schwächung der übrigen Front, während Eisenhower die amerikanische Strategie des gleichzeitigen Vorgehens auf der ganzen Front durchsetzte, was nach Ansicht der Briten den Endsieg bedenklich hinausschob. Auch die Mißachtung der Bedeutung einer raschen Inbesitznahme von Berlin durch die Westmächte seitens des amerikanischen Oberkommandos stand in vollkommenem Gegensatz zu der von Alanbrooke vertretenen britischen Ansicht. Das durch diese Kontroversen bedingte Seilziehen kommt in Alanbrookes Aufzeichnungen klar zum Ausdruck, aber in durchaus fairer Weise, ohne rechthaberische Vorwürfe, wie sie Montgomery in seinen Memoiren und sonst bei jeder Gelegenheit proklamiert. Trotz allen Differenzen zollt Alanbrooke Eisenhower größte Achtung, namentlich wegen dessen ruhiger und fester Haltung in der kritischen Lage der amerikanischen Truppen bei Bastogne in der Ardennenschlacht.

In der Einschätzung der Russen bestand zwischen den Amerikanern und im besondern Eisenhower einerseits und Alanbrooke anderseits ein deutlicher Unterschied. Im Gegensatz zu heute, wo Amerika die russischen Ränke klarer durchschaut als der Durchschnittsengländer, schenkte damals der Amerikaner dem russischen Verbündeten weit mehr Vertrauen als der britische Reichsgeneralstabschef. Dieser sah die russische Gefahr für die Nachkriegszeit deutlich voraus, deutlicher als es die politische Leitung seines Landes tat. Im Herbst 1944 schreibt er nach einer Sitzung der britischen Stabschefs: «Wir hatten die mögliche Zukunft betrachtet und die fernere Bedrohung unserer Sicherheit von seiten eines aggressiven Rußland. Scheinbar konnte das Foreign Office die Möglichkeit nicht zugeben, daß Rußland eines Tages unfreundlich werden könnte.» Anderseits beurteilte er Stalin als den größten Strategen unter den Nichtmilitärs. Im Verkehr mit den Russen verstand er sehr wohl, den richtigen Ton zu finden. Sie schenkten ihm denn auch hohe Achtung. Sein klares und sicheres Auftreten anläßlich der Konferenz von Moskau im Oktober 1944 machte auf die russischen Führer einen tiefen Eindruck.

Als nach dem Endsieg im Westen das bisherige Kriegskabinett durch eine Labour-Regierung abgelöst wurde und Attlee Winston Churchill folgte, erachtete es Alanbrooke als seine Pflicht, zur Wahrung der Kontinuität auf seinem Posten zu bleiben. Er stand mit den neuen politisch führenden Männern sehr bald in gutem Verhältnis. Nach der Kapitulation Japans wollte der mit allseitigen Ehren überschüttete, aber durch die anstrengenden Jahre erschöpfte Alanbrooke in den wohlverdienten Ruhestand treten. Er wurde aber dringend ersucht, noch einige Monate auszuharren und eine Reise durch den Nahen und den Fernen Osten zu unternehmen, um

dort die maßgeblichen Persönlichkeiten aufzusuchen und im Sinne der britischen Nachkriegsziele zu beeinflussen, aber auch um mit den britischen Überseestreitkräften Fühlung aufzunehmen und die Verteidigungsmaßnahmen für die Nachkriegszeit, namentlich im Hinblick auf allfällige sowjetische Expansionsgelöste, zu planen. Zwischen Ende Oktober und Weihnachten 1945 bereiste Alanbrooke Griechenland, Ägypten, Transjordanien, Palästina, Irak, Indien, Japan, Korea, die Philippinen, Australien, Neuseeland, Singapore, den Sudan, Saudiarabien und beendete seine Reise in Rom, wo er bei der Besichtigung der neuen Ausgrabungen in der Peterskirche, kurz vor seinem Empfang beim Papst, sich einen ernsthaften Sehnenriß zuzog. Die nachhaltigsten Eindrücke erhielt er von seiner Begegnung mit General MacArthur, den er als den überragendsten Feldherrn seiner Zeit beurteilte, und von Admiral Mountbatten, dem weitblickenden Vertreter britischer Macht im Fernen Osten. Bei allen Besprechungen kam die Besorgnis zum Ausdruck, gegen die sich an allen Fronten abzeichnende russische Bedrohung gewappnet zu sein. Alanbrooke sah die Zukunft recht klar vor Augen und trat allenthalben als Mahner auf. An der durch amerikanische Leichtgläubigkeit in Zentraleuropa und namentlich um Berlin entstandenen, für den Westen kläglichen Lage konnte er zu seinem Leidwesen nichts ändern. Seine Befürchtungen sollten sich in der Folge bitter bewahrheiten. Mit beklemmendem Gefühl zog er sich von der Weltbühne zurück, um sich seinen echt englischen Steckenpferden, der Beobachtung wilder Vögel und der Züchtung seiner Rosen, zu widmen.

Am Tag der Siegesfeier, die ihm große Ehrung seitens der Eingeweihten einbrachte, ihn aber auch erkennen ließ, wie wenig Verständnis man von der Allgemeinheit für die Leistungen der obersten militärischen Kriegführung erwarten darf, schrieb Alanbrooke in sein Tagebuch: «Es besteht kein Zweifel, daß die Öffentlichkeit nie begriffen hat, was die Stabschefs im Verlauf dieses Krieges zu tun hatten. Im allgemeinen hat sie der Premierminister nie stark aufgeklärt. Das mag unvermeidlich sein; aber ich habe den Eindruck, es sei an der Zeit, daß das Land darüber unterrichtet werde, wie Kriege geführt und Operationen geleitet werden. Die ganze Welt ist jetzt zu einem ausgedehnten Kriegsschauplatz geworden, und die Stabschefs verkörpern den obersten Feldherrn im Führen des Krieges an all den vielen Orten, im Zuweisen von Streitkräften, Schiffsraum und Munition, im Abstimmen von Plänen und verfügbaren Mitteln, im Annehmen oder Ablehnen vorgelegter Pläne und im Erlaß von Weisungen an die verschiedenen Kriegsschauplätze, schließlich, als schwierigste Aufgabe, im Erwägen der politischen Auswirkung der militärischen Aktionen und in deren Koordinierung mit unsern Alliierten. Dies alles ist weit weniger spektakulär als das Gewinnen von Schlachten durch Führer im Felde, und doch, wenn die Stabschefs irgend Fehler begehen, werden die Führer im Felde nie in der Lage sein, Schlachten zu gewinnen. Ihre Tätigkeit steht nicht im Rampenlicht; denn meistens erfolgt sie unter dem Siegel der Geheimhaltung. Somit hatten wir Stabschefs unablässig zu arbeiten und zu wirken, unter Übernahme ausgedehnter Verantwortungen und großer Risiken, ohne daß das Land sich überhaupt bewußt wurde, daß wir an der Arbeit waren.» «Triumph in the West» gewährt Einblick in diese gewaltige Tätigkeit und erwirbt sich damit großes Verdienst.

Daß aber die Veröffentlichung der unter dem frischen Eindruck des Tages niedergeschriebenen Aufzeichnungen nicht überall Begeisterung auslöste, ist verständlich. Immerhin war die Reaktion in Amerika schwach; man überging die für die eigenen Ohren unangenehmen Äußerungen meist mit Stillschweigen. In England reagierte die Presse im allgemeinen zustimmend auf Arthur Bryants Publikation; als vereinzelte Gegenstimme äußerte sich Michael Howard im «New Statesman» (7. November 1959) sehr skeptisch über den historischen Wert des vorliegenden Buches. Man mag über die Wünschbarkeit der Veröffentlichung von Memoiren durch prominente Heerführer geteilter Meinung sein; zweifellos ist, daß «Triumph in the West», das große Teile von Alanbrookes Tagebüchern wörtlich zitiert,

einen unersetzlichen Beitrag leistet an die Forschung über die Führung des zweiten Weltkrieges auf westlicher Seite und besonders über die psychologischen Momente, die sowohl bei den wichtigen Entscheidungen und Planungen als auch in der Zusammenarbeit der Alliierten untereinander eine Rolle gespielt haben. Das Buch wird in dieser Beziehung eine kriegsgeschichtliche Fundgrube ersten Ranges bleiben, und sein Erscheinen muß deshalb unseres Erachtens begrüßt werden.

Paul Wacker

ELIO VITTORINIS «ÖFFENTLICHES TAGEBUCH»

In einem von dem linksradikalen «France Observateur» veröffentlichten Artikel beklagte sich vor einigen Jahren *Elio Vittorini* darüber, daß Italien bei den Franzosen alle fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre einen Erfolg habe, der nur darum immer «foudroyant» und außerordentlich wirke, weil ihm eine lange Epoche völliger Gleichgültigkeit vorangegangen sei. Dies gilt weitgehend auch für die deutschsprachigen Länder, in denen man nun seit einigen Jahren etwas ratlos und nicht immer mit großem Geschick in der Wahl moderne italienische Schriftsteller übersetzt. Es kann daher gar nicht genug begrüßt werden, daß der Walter-Verlag jetzt in der einwandfreien Übertragung Eckart Peterichs, der auch einige sehr wertvolle biographische Erläuterungen zu den angeführten Personen beisteuerte, *Vittorinis Öffentliches Tagebuch*, dieses wichtige Dokument über das kulturelle und politische Leben Italiens in den letzten dreißig Jahren vorlegt[1]. Ich vermag keineswegs Günter Blöckers in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung geäußerte Ansicht zu teilen, Vittorini müsse uns erst als Künstler hinreichend wichtig geworden sein, ehe man sich dafür interessieren könne, was er ansonsten denke und meine. Abgesehen davon, daß der Roman *Die rote Nelke* und die Erzählung *Im Schatten des Elefanten* schon vor geraumer Zeit im Claassen-Verlag erschienen, muß man sich endlich darüber klar werden, daß wir uns erst mit den von Vittorini genannten Namen italienischer Schriftsteller, Maler und Politiker vertraut machen müssen, ehe wir uns über die italienische Literatur der letzten zwanzig Jahre äußern dürfen. Nur dann kann das augenblickliche Interesse für Italien auch kulturell ergiebig werden. Einen besseren Führer als Vittorini könnte man sich dabei kaum wünschen; sein *Diario in pubblico* ist — ganz im Gegensatz zu Cesare Paveses *Handwerk des Lebens* (Claassen-Verlag, Hamburg 1956) — kein Tagebuch im üblichen Sinn des Wortes, sondern eine organisch zusammengestellte Anthologie von eigenen Artikeln, die vor Jahren in antifaschistischen Zeitschriften wie *Solaria* und *Letteratura* oder in dem von Vittorini nach dem letzten Krieg herausgegebenen «Politecnico» erschienen. Der sizilianische Autodidakt kennt weder die heimliche Freude an der verquälten Selbstzerfleischung eines Baudelaire noch die souveräne oder gespielte «impassibilité» der Goncourt. Denken und Schreiben bedeutet für ihn rücksichtslosen Einsatz der ganzen Persönlichkeit. In seinen Artikeln und Pamphleten wurde — gerade auch infolge seiner vorübergehenden Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei — die Situation des heutigen Intellektuellen konsequent und kompromißlos zu Ende gedacht (ohne daß dabei seinen «engagements» der für André Gide kennzeichende intellektuelle Experimentalismus anhaftete).

Wie Pavese wandte sich auch Vittorini zunächst angewidert von der italienischen Literatur der dreißiger Jahre ab: «Carducci und Pascoli konnten uns auch gar nichts gelehrt haben. Aller Vorrat, alle Möglichkeiten, die uns von ihnen kamen, waren vom Dilettantismus und von D'Annunzio aufgesogen worden; und D'Annunzio selbst war elend in sich selbst zugrunde gegangen, sich wiederholend, sich aus freien Stücken erschöpfend und indem er rings um sich den Ekel

hinterließ, sogar den Ekel am Wort» (S. 31). Resigniert erkannte der junge Italiener, der nach Vorbildern Ausschau hielt — ehe er mit den anderen Mitarbeitern von *Solaria* Italo Svevo entdeckte —, Proust sei der eigentliche und echteste Meister seiner Generation, Proust und die amerikanische Literatur, die Vittorini in den dreißiger Jahren übersetzte, kommentierte und schließlich in einer von den faschistischen Behörden zunächst beschlagnahmten Anthologie (*Americana*, Mailand 1941) in ihrer Entwicklung von den ersten Anfängen an umriß und in ausgezeichneten Übersetzungen zugänglich machte. Die amerikanische Literatur wurde dabei zu einem Gärstoff der italienischen Widerstandsbewegung, denn Vittorini hatte es verstanden, die amerikanische Literatur zu verwandeln «in die wesenhafte Klarheit eines von uns allen durchlebten Mythos» (Pavese an Vittorini, 27. 5. 1942). Nur bei wenigen modernen Schriftstellern findet man eine derartig ungekünstelte und instinktsichere Bezugnahme auf den Bild- und Metaphernschatz des Volkes wie bei Vittorini. In einer 1943 an die Partisanen verteilten Flugschrift fragt er sich, was für die Italiener ein alliierter Feldzug durch die Halbinsel und in der Poebene bedeuten würde, und er kommt zu dem eindringlichen Schluß: «Unser Land ist das Land der Schwalben. Es würde das Land der Raben» (S. 203).

Vittorinis Äußerungen und Urteile sind nie vorsichtig, er hält sich kein Hintertürchen offen, er hat den seltenen Mut zum Irrtum, nicht aus Liebe zum Paradox, sondern dank seiner gesunden Skepsis vor jeder Art «Verteidigung der Kultur», die auf der fruchtlosen Einbildung beruht, Kultur sei «die schon erreichte Position» und «nicht vielmehr die zu erreichende» (S. 111), wovon sich Togliatti allerdings nicht überzeugen ließ. Die jetzt im Verlag Lerici erschienene Anthologie von Artikeln aus der zwischen 1945 und 1947 zunächst wöchentlich und dann monatlich von Vittorini im Auftrag der Kommunistischen Partei Italiens veröffentlichten Zeitschrift «Il Politecnico» zeigt klar, wie schnell die antifaschistische Front der Widerstandskämpfer wieder in Parteien und Gruppen zersplitterte[2]. In einem offenen Brief an Togliatti, mit dem sich Vittorini von der Kommunistischen Partei lossagte, gab er seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß es der Marxismus noch nicht fertig gebracht habe, «das Abgleiten der Kultur in den einen oder anderen Automatismus zu verhindern» (S. 305), und er gelangt auf Grund dieser Überzeugung zu der glänzenden Formulierung, Faschismus sei «eine Entartung, in die man sei es durch den Kapitalismus, sei es durch den Sozialismus geraten kann» (S. 394).

Zu den denkwürdigsten Seiten des *Diario in pubblico* gehören Vittorinis Äußerungen zur jüngsten italienischen Literatur: jahrelang leitete er für den Verlag Einaudi in Turin die Reihe der «Gettoni», in der eine Anzahl heute anerkannter Autoren wie I. Calvino, C. Cassola und andere zum ersten Male zu Wort kam. In der Selbstlosigkeit, mit der Vittorini — wenn auch nicht ohne Vorbehalte — die junge Generation ermuntert, liegt eines der größten Verdienste des heute 52jährigen Schriftstellers. Es ist daher besonders erfreulich, daß die deutsche Ausgabe des *Diario in pubblico* organisch mit der Vorrede zu der von Vittorini und Calvino geleiteten Zeitschrift *Il Menabò* schließt, deren erster Band 1959 im Verlag Einaudi erschien[3]. Ob allerdings der Rückfall in die Dialektdichtung, für die Vittorini in die Schranken tritt, eine vom europäischen Gesichtspunkt aus wünschenswerte Entwicklung darstellt, mag dahingestellt bleiben.

Johannes Hösle

[1] Offenes Tagebuch 1929 bis 1959. Mit einem Vorwort von Alfred Andersch, Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1959. [2] Il Politecnico. Antologia critica a cura di Marco Forti e Sergio Pautasso, Lerici editori, Milano 1960. [3] Il Menabò di letteratura, Giulio Einaudi editore, Torino 1959.